
Rainer Rosenberg

Paradigma und Diskurs

Die literaturwissenschaftliche Karriere von ›Paradigma‹ und ›Diskurs‹ – Ausdrücken, die einen begrifflichen Status schon lange vorher in der Rhetorik, der Philosophie oder der Sprachwissenschaft erlangt hatten – datiert erst von der Rezeption der Arbeiten Thomas S. Kuhns und Michel Foucaults. Beide Ausdrücke sind mittlerweile in den allgemeinen Sprachgebrauch der Literaturwissenschaft eingegangen und finden sich oft in ein und demselben Text, obwohl die Konzeptualisierung, die sie bei Kuhn bzw. Foucault erfahren, auf ganz unterschiedliche Theorieansätze zurückgeht. Den Grund für ihren Erfolg kann man darin sehen, daß sie von den genannten Autoren zur Beschreibung bestimmter auch literaturwissenschaftlich relevanter Komplexe von kognitiven, kommunikativen und pragmatischen Vorgängen und Verhältnissen eingesetzt wurden, für die der Literaturwissenschaft, wenn sie sie überhaupt thematisiert hat, bislang die Begriffe fehlten. Hinzukommt, daß die viel besprochenen semantischen Unklarheiten und Bedeutungsverschiebungen im Gebrauch dieser Ausdrücke durch die Autoren selbst von den Rezipienten dazu genutzt werden konnten, die Begriffe von ›Paradigma‹ und ›Diskurs‹ dem je eigenen Erkenntnisinteresse entsprechend zu modellieren. In Anbetracht des demzufolge in der Literaturwissenschaft bestehenden unterschiedlichen Begriffsverständnisses ist hier darzulegen, in welchem Sinne ich von ›Paradigmen‹ und ›Diskursen‹ spreche und in welches Verhältnis zueinander diese Begriffe dabei gesetzt werden.

Ich stelle fest: Die Literaturwissenschaft hat seit Beginn des letzten Jahrhunderts stets mit unterschiedlichen Paradigmen gearbeitet. Man kann daher von einer grundsätzlich polyparadigmatischen Verfaßtheit der Literaturwissenschaft in dem hier interessierenden Zeitraum sprechen. Dabei ist nicht zu übersehen, daß es in dem Fach immer auch einen Trend gab, dem jeweils neu eingeführten Paradigma zu folgen. Der Trend konnte sich derart verstärken, daß das betreffende Paradigma dann für längere oder kürzere Zeit dominant wurde. – Die Wissenschaftsgeschichte hat aber nicht nur mit unterschiedlichen Paradigmen zu tun, jedes neue Forschungsparadigma generiert auch einen eigenen Diskurs.

Diese Feststellungen reflektieren auf einen Paradigmenbegriff, der auf ein wissenschaftliches Denk- und Handlungsmuster herabgestuft ist und keine von allen Fachvertretern anerkannte ›disziplinäre Matrix‹ mehr voraussetzt.¹ Auto-

ren, die auf diesem Kriterium Thomas S. Kuhns für eine ›paradigmatische‹ Wissenschaft bestehen, betrachten die Literaturwissenschaft daher auch nicht als eine ›mehrpardigmatische‹, sondern als eine ›paradigmenlose‹.² Für eine solche Sichtweise spricht nicht zuletzt der im Fach verbreitete theoretische und methodologische Synkretismus, sei er nun naiv oder opportunistisch oder wohl-durchdachtes Programm der Mehrfachperspektivierung seines wie auch immer konstituierten Gegenstandes.³ Mir scheint es dennoch angebracht, an einem Paradigmenbegriff festzuhalten, der auf eben jene – durch die Verbindung bestimmter kognitiver Positionen und Wertvorstellungen mit bestimmten Erkenntniszielen, Gegenstandsorientierungen, Methodenregeln und Terminologien gekennzeichneten – komplexen Denk- und Handlungsmuster verweist, die sich in den Wissenschaftsdisziplinen herausgebildet haben und nach denen – ausweislich der vorhandenen Texte – von einem Teil der jeweiligen Fachvertreter zumindest eine Zeitlang auch gearbeitet wurde.

Im Vergleich mit den »Grundbausteinen für eine Theorie wissenschaftlicher Paradigmen«, die Gerhard Schurz 1998 zur Diskussion gestellt hat⁴, wird ein auf dieser Begriffsbeschreibung aufbauendes Ordnungsmodell in seiner taxonomischen Trennschärfe als defizitär erscheinen. Ich sehe mich jedoch im Hinblick auf die Literaturwissenschaft außerstande, meine Überlegungen mit Schurz' von den Naturwissenschaften her entwickelter Systematik in Übereinstimmung zu bringen, zumal er selbst bemerkt, »daß Paradigmen in den Sozial- und Geisteswissenschaften in der Regel wesentlich unschärfer formuliert sind«. Oft werde »überhaupt schwer auszumachen sein, was als Theoriekern eines jeweiligen Paradigmas zu bezeichnen ist, da die Auffassungen verschiedener Autoren oft vage oder metaphorisch formuliert und die Grenzen zwischen verschiedenen Auffassungen fließend sind«. Eben deshalb zögere ich auch, für geisteswissenschaftliche Paradigmen den Systembegriff in Anspruch zu nehmen. Schurz kommt zu dem Schluß, »daß in vielen Disziplinen die klare *Rekonstruktion* von Paradigmen die allererste Schwierigkeit sein wird«.⁵

Bestimmte literaturwissenschaftliche Einzelpositionen werden traditionell unter den Begriffen von Geistesgeschichte, Strukturalismus, Sozialgeschichte, Rezeptionsästhetik oder Poststrukturalismus zusammengefaßt. Man spricht in bezug auf die Literaturwissenschaft des 20. Jahrhunderts von geistesgeschichtlichen, strukturalistischen usw. Konzeptionen bzw. Paradigmen und hat auch versucht, diese zu typisieren, das heißt auf noch allgemeinere konzeptuelle Gemeinsamkeiten zurückzuführen. So konstatiert etwa Christoph Reinfandt bei Strukturalismus, Poststrukturalismus und Dekonstruktion die »charakteristische Ausrichtung auf Sprache als Zentralkonzept«, dem mit der Systemtheorie ein »Alternativmodell« gegenüberstehe, in dem ›Kommunikation‹ zum Ausgangspunkt literaturwissenschaftlicher Theoriebildung werde.⁶ Man kann aber auch

mit Klaus Weimar überhaupt hinter das von mir favorisierte paradigmatische Ordnungsmuster zurückgehen. Weimar unterscheidet Konzeptionen, die sich auf die Ansicht gründen, daß Texte der Gegenstand literaturwissenschaftlicher Erkenntnis (»ein Etwas, das in seiner Positivität untersucht und erforscht sein will«) seien, von solchen, für die die Texte nur als Mittel zur Erkenntnis (»als ein Etwas, das – als Dokument oder Quelle – Auskunft geben kann über anderes«) fungieren.⁷ Die auf ›Text als Gegenstand‹ orientierten Konzeptionen, die sich in etwa mit den Paradigmen gleichsetzen lassen, die Reinfandt dem ›Zentralkonzept‹ Sprache zuordnet, werden von Weimar nicht weiter spezifiziert. Differenzkriterium für die anderen ist für ihn, welche Funktion der Sprache sie dominant setzen: Ist es die denotative bzw. referentielle Funktion, so liege das Erkenntnisziel in den »offen oder verschlüsselt thematischen historischen, biographischen, gesellschaftlichen, kulturellen Sachverhalten«, ist es die expressive bzw. emotive Funktion, so lenke die Konzeption das Interesse auf die Texte als Mittel zur Erkenntnis des Autors. Dieser wiederum könne als »individuelles« oder als »repräsentatives Subjekt« (»Über-Autor«) aufgefaßt werden. Im letzten Fall handle es sich »nur noch« um »die nähere Bestimmung des Über-Autors«. Hierfür haben im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts Größen zur Auswahl gestanden »wie Geist, Leben, Nation, Stamm oder das Unbewußte, danach auch Blut und Boden oder Volkheit, später soziale Klasse, der Diskurs, die Kultur oder Ähnliches«.⁸

Während sich mit Reinfandts Opposition von ›Zentralkonzepten‹ die spezifische Differenz bestimmter Paradigmengruppen angeben läßt, ist Weimars Ansatz, der – ebenso wie der Reinfandts – auf binären Oppositionen basiert, mit dem paradigmatischen Ordnungsmuster nicht kompatibel, weil er Begriffe wie ›Geist‹, ›Diskurs‹ oder ›Kultur‹, denen in meiner Sicht eine für die Paradigmenbildung konstitutive Funktion zukommt, Begriffen wie dem der Nation oder der sozialen Klasse gleichordnet, die als Leitideen oder Leitbegriffe⁹ in unterschiedlichen Paradigmen fungieren können. Beispielsweise kann man ›Nation‹ – etwa in der Spezifizierung des ›Nationalcharakters‹ – als einen Leitbegriff literarhistorischer Arbeiten der letzten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts extrapolieren, die von den Texten auf die genetischen, soziokulturellen und literarischen Bildungsfaktoren ihrer Urheber zurückgehen und die ich deshalb einem positivistischen Paradigma zuordne. Spezifiziert als ›deutscher Geist‹ konnte ›Nation‹ aber auch zu einem Leitbegriff geistesgeschichtlicher Arbeiten werden. Ähnlich verhält es sich – ein Beispiel aus jüngerer Zeit – offensichtlich mit der feministischen Literaturwissenschaft (Leitbegriff: Gender): Sie wechselte von sozialgeschichtlichen zu psychoanalytischen oder diskurstheoretischen Paradigmen. Leitideen bzw. Leitbegriffe wären hier mithin Konzepte, die die literaturwissenschaftliche Arbeit in eine Richtung lenken, die nicht schon durch das Paradigma determiniert sein muß.

Andererseits reicht auch Reinfandts Opposition der Zentralkonzepte ›Sprache‹ und ›Kommunikation‹ nicht aus, um jene komplexen Denk- und Verfahrensmuster zu bestimmen, mit denen in der Literaturwissenschaft tatsächlich gearbeitet wird und für die ich den Paradigmenbegriff in Anspruch nehme. Die meisten von ihnen – darunter einige der in der Disziplingeschichte einflussreichsten – fallen in Weimars Rubrik ›Text als ein Etwas, das Auskunft geben kann über anderes‹. Natürlich kann man sie alle nach ihrem Literaturbegriff, der den Forschungsgegenstand erst konstituiert und der Forschung damit eine allgemeine Orientierung gibt, entweder unter ›Sprache‹ oder unter ›Kommunikation‹ subsumieren. Doch taugt die Unterscheidung, ob ein Paradigma auf Sprache, das heißt Texte, oder auf ein soziales System ›Literatur‹ orientiert, nur zu einer groben Charakteristik von Paradigmengruppen, die über die Spezifik der in ihnen zusammengefaßten Paradigmen hinweggeht. Literaturwissenschaftlicher Strukturalismus, Dekonstruktivismus wie auch die werkimmanente Interpretation orientieren gleichermaßen auf den Text an und für sich. Während der Literaturbegriff der ersten beiden aber prinzipiell alle Textsorten umfaßt, schränkt ihn die immanente Interpretation auf kunstliterarische Texte ein. Ein Perspektivenwechsel von der Textebene auf die Ebene der Kommunikation fand nicht erst mit der Einführung der Luhmannschen Systemtheorie in die Literaturwissenschaft statt, sondern erfolgte schon unter rezeptionsästhetischem Vorzeichen. Um die Spezifik eines Paradigmas, wie ich es verstehe, herauszuarbeiten, müßte man von der mit ihm gegebenen allgemeinen Orientierung auf die kognitiven Positionen zurückgehen, auf denen es basiert: Man müßte seine grundlegenden Axiome bestimmen und die theoretischen – epistemologischen, ästhetischen, geschichts- und wertphilosophischen – Voraussetzungen zu definieren versuchen, von denen diese Axiome ausgehen. Und man hätte zu untersuchen, welcher Art die axiomatischen Vorgaben des Paradigmas sind und wie weit sie reichen.

Daß ich die Axiome und deren theoretische Voraussetzungen, nicht die speziellen Erkenntnisziele oder die Verfahren als maßgebliche Bestimmungs- und Unterscheidungsmerkmale einsetze, ergibt sich aus der unterschiedlichen Beschaffenheit der einzelnen Paradigmen. Sie können so strukturiert sein, daß sie sowohl die Forschungsrichtung als auch die konkrete Aufgabenstellung und das Verfahren vorgeben; sie können aber auch Strukturen aufweisen, die der Bestimmung der speziellen Erkenntnisziele und/oder der Verfahrenswahl Raum geben. In jedem Fall ist die Struktur des Paradigmas von der ihm zu Grunde liegenden Axiomatik abhängig. So thematisiert ein Großteil der literaturhistorischen Studien, die wir der deutschen Geistesgeschichte zurechnen, die Veränderungen in der Auffassung zentraler menschlicher Existenzprobleme – ein Gegenstand, der – für sich genommen – auch unter einem strukturalistischen Paradigma erforscht werden konnte. Literaturwissenschaftler, die sich als Mar-

xisten verstanden, konzentrierten sich in der Lukács-Nachfolge oft weniger auf die Sozial- als die Ideen- bzw. Ideologien-geschichte, die unter dem Begriff der Weltanschauung bis dahin hauptsächlich von geistesgeschichtlich orientierten Fachvertretern bearbeitet worden war. Dem sogenannten westlichen Marxismus waren überdies auch strukturanalytische Verfahren nicht fremd. Dennoch bleibt in beiden Fällen das allgemeine Erkenntnisinteresse axiomatisch bestimmt: bei den Marxisten vom Axiom der letztendlichen Abhängigkeit der geistigen Produktion von den ökonomischen Produktionsverhältnissen, bei den Anhängern der Geistesgeschichte von der Hypostasierung einer den historischen Wandel in allen Bereichen des geistigen Lebens bewirkenden einheitlichen Substanz. Der Bestätigung dieser Axiome werden letzten Endes alle konkreten Aufgabenstellungen untergeordnet. Demgegenüber fehlt dem Strukturalismus jedes geschichts- oder wertphilosophische Axiom. Er setzt als literaturwissenschaftliches Paradigma lediglich die Eindeutigkeit von Textstrukturen als semiotischen Strukturen voraus¹⁰ und stellt zunächst auch keine andere Aufgabe als deren Freilegung und Dekodierung. Strukturanalysen können aber zur Verfolgung ganz unterschiedlicher Erkenntnisziele eingesetzt, das heißt unter sozialgeschichtliche, ideen- bzw. problemgeschichtliche oder andere Leitbegriffe gestellt werden. Ich spreche dennoch von einem Paradigma und reduziere den Strukturalismus nicht auf sein Verfahren, sofern dieses sich auf eine szientistische Wissenschaftsauffassung gründet – eine Wissenschaftsauffassung, die keine Wahrheitsvoraussetzung einer ›objektfernen‹ Theorie¹¹ mehr gelten läßt. In dem – ebenfalls verfahrensbetonten – poststrukturalistischen Paradigma Derridas wiederum geht die Verpflichtung auf das Verfahren der Dekonstruktion unmittelbar hervor aus der erkenntnistheoretischen Voraussetzung der Nicht-Identität von Signifikanten und Signifikaten bzw. der Nicht-Referentialität der Signifikate.¹²

Literaturwissenschaftler, die dem strukturalistischen Paradigma folgten, beschäftigten sich vorzugsweise mit kunstliterarischen Texten, die werkimmanente Interpretation tat dies ausschließlich. Während der Strukturalismus aber über ausgewiesene (wenngleich nicht mehr unbestrittene) Differenzkriterien zur Merkmalsbestimmung von kunstliterarischen Texten verfügt, die es erlauben (jedoch nicht erfordern), das Erkenntnisinteresse auf solche Texte zu fokussieren, wird die Möglichkeit der kategorialen Unterscheidung von kunstliterarischen und expositorischen oder pragmatischen Texten in Derridas Begriff der *écriture* prinzipiell negiert. (Wenngleich die dekonstruktivistische Praxis ebenfalls kunstliterarische Texte bevorzugt hat.) Paradigmen können also in ihrer Grundorientierung übereinstimmen, dann aber nicht nur in ihrer Gegenstandsauffassung auseinandergelien, sondern schon im Hinblick auf ihre erkenntnistheoretischen Voraussetzungen, ihre die Gegenstandsauffassung bestimmenden Axiome sich als inkompatibel erweisen. Dementsprechend schließen dann auch ein struktu-

realistisches (Textstrukturen als Bedeutungssysteme analysierendes) oder hermeneutisches (auf Sinnverstehen gerichtetes) und ein dekonstruktivistisches (Sinnzuschreibungen aufschiebendes) Verfahren einander aus. Alle Paradigmen, mit denen die Literaturwissenschaft arbeitet oder gearbeitet hat, reflektieren – wie immer sie deren Gegenstand bestimmen mögen – jedoch in irgendeiner Weise auf (Schrift-) Texte. Auf Grund dieses gemeinsamen Bezugspunkts lassen sich die Ergebnisse unterschiedlicher paradigmatischer Untersuchungen dennoch in bestimmten Fällen aneinander anschließen oder aufeinander beziehen. So kann man etwa die rezeptionsgeschichtliche Untersuchung eines Textes möglicherweise an die Strukturanalyse desselben Textes anschließen und die in verschiedenen Perspektiven gewonnenen Untersuchungsergebnisse zusammenführen.¹³ Manchmal – so in dem disziplinübergreifenden Strukturalismus – ist auch ein Perspektivenwechsel innerhalb ein und desselben Paradigmas möglich. Man kann, wie es häufig geschehen ist, Strukturanalysen von Romantexten des bürgerlichen Zeitalters zu Analysen der Gesellschafts- und Kommunikationsstrukturen dieser Epoche in Beziehung setzen. Diese Mehrfachperspektivierung kann zu Erkenntnissen führen, die keine monoperspektivische Untersuchung zu erbringen vermag, selbst wenn sie – wie im Beispiel des Vergleichs von Text- und Gesellschaftsstrukturen – nur in der Feststellung von Analogien bestehen, und die Frage nach deren Vermittlung offen bleibt. Ein methodischer Perspektiven- bzw. Paradigmenwechsel im Forschungsprozeß erweist sich oft also auch dann als sinnvoll, wenn die Synthetisierung der Forschungsergebnisse mißlingt oder als unmöglich erscheint. Daher kann man auch die Art der Mehrfachperspektivierung – der Zusammenführung systematischer und historischer Aspekte – gelten lassen, die die konventionellen ›komplexen‹ Literaturgeschichten bieten, indem sie – einer Lesererwartung entsprechend – zum Beispiel sozialgeschichtliche und literatursoziologische Informationen, Abrisse der Gattungsentwicklung, Autorenbiographien und Textanalysen bzw. Werkinterpretationen usw. in eine zusammenhängende Geschichtserzählung einbinden. Man muß sich nur darüber im klaren sein, daß die kognitive Synthese, die diese Literaturgeschichten zu enthalten scheinen, nichts anderes als eine erzähltechnisch erzeugte Täuschung ist.

Die Anerkennung des Paradigmenwechsels als eines geeigneten literaturwissenschaftlichen Verfahrens, um eine komplexe Sicht auf den Forschungsgegenstand zu erlangen, impliziert die prinzipielle Gleichberechtigung der Paradigmen und damit die prinzipielle Gleichrangigkeit der Perspektiven. Die Praxis zeigt zwar, daß selbst in literaturwissenschaftlichen Arbeiten, die – wie die Literaturgeschichten – auf eine Mehrfachperspektivierung ausgehen, in der Regel ein sozial-, ideen- bzw. gattungsgeschichtliches oder irgendein anderes Erkenntnisinteresse und damit eine bestimmte Einzelperspektive dominiert; dennoch müssen die meisten Literaturforscher sich heute wohl der Tatsache

bewußt sein, daß eine solche willkürliche Hierarchisierung der Gesichtspunkte keine kognitive Synthese begründen kann. Die Attraktivität der kulturwissenschaftlichen Orientierung der Literaturwissenschaft rührt wahrscheinlich nicht zuletzt daher, daß eine Reflexionsebene eingeführt werden kann, die – als eine kulturtheoretische bzw. kulturphilosophische – definitiv über den Reflexionsebenen der verschiedenen Paradigmen situiert ist. Auf diese Ebene scheint sich das in den letzten Jahren wieder stärker gewordene geisteswissenschaftliche Synthetisierungsstreben zu verlagern.

In den Naturwissenschaften geht, folgt man Thomas S. Kuhn, ein neues Paradigma in der Regel aus einer innovativen Theorie hervor, die auf Entdeckungen reflektiert, die die Axiome des alten widerlegen oder in ihrem Geltungsbereich einschränken – kurz: für die die Erklärungsmuster des alten nicht mehr ausreichen. Das alte Paradigma ist nicht mehr haltbar, sobald eine Theorie vorhanden ist, die ein weiterreichendes Erklärungsmuster anbietet. Das aus dieser Theorie hervorgehende neue tritt dann an seine Stelle. Zwar haben auch die Naturwissenschaften damit zu tun, daß Paradigmen über größere Zeiträume nebeneinander bestehen. Das ist vor allem dann der Fall, wenn die Paradigmen auf theoretisch bislang nicht zu vereinbarenden Forschungsergebnissen basieren, die in der *scientific community* gleichermaßen den Status wissenschaftlicher Tatsachen erlangt haben und diesen Status weiter behaupten können.¹⁴ Fällt diese Bedingung weg, tritt hier aber doch wohl meist der von Kuhn verabsolutierte Fall des Paradigmenwechsels ein, in dem das alte Paradigma – und das heißt oft auch: die gesamte mit ihm gegebene Gegenstandsauffassung – außer Kraft gesetzt wird. In den Geisteswissenschaften hingegen bestehen Innovationen, die einen paradigmatischen Anspruch erheben, meist nur in einer Neuperspektivierung, die zwar auch die Gegenstandsauffassung verändern kann, damit jedoch andere Perspektiven, unter denen der Gegenstand anders oder vielmehr ein anderer Gegenstand ins Blickfeld kommt, nicht wirklich zu entwerten, sondern lediglich zu relativieren vermag. Dennoch tritt das neue auch hier stets mit einem Überlegenheits-, wenn nicht einem – zumindest indirekten – Alleingültigkeitsanspruch auf – wie etwa das dekonstruktivistische, indem es die Unhaltbarkeit aller die Möglichkeit der Sinnzuschreibung von Texten voraussetzenden literaturwissenschaftlichen Paradigmen impliziert. Dieser Überlegenheits- bzw. Alleingültigkeitsanspruch kann sich allerdings nicht wie in den Naturwissenschaften auf Argumente mit der Geltung von Tatsachenerkenntnissen stützen, sondern läßt sich letzten Endes nur philosophisch begründen – im Fall des Dekonstruktivismus zum Beispiel mit dem erkenntnistheoretischen Axiom der ›différance‹ bzw. ›dissémination‹.

Selbstverständlich sind neue Paradigmen auch in den Geisteswissenschaften mit Entdeckungen verbunden gewesen. Dazu zähle ich den Aufweis der Analogien zwischen bestimmten Textstrukturen und bestimmten Gesellschaftsstruk-

turen unter dem strukturalistischen Paradigma ebenso wie die neuen Erkenntnisse, die der Strukturalismus vor allem auf komparatistischem Gebiet erbracht hat, Ergebnisse der Rezeptions- und Wirkungsforschung, ideologiekritischer und diskursanalytischer Untersuchungen – man kann wohl sagen, daß bisher noch jedes literaturwissenschaftliche Paradigma auch zu irgendwelchen neuen Einsichten geführt hat: Man sieht unter der neuen Perspektive etwas, das man bisher nicht oder so noch nicht gesehen hat und das nun als der ›blinde Fleck‹ des Paradigmas erkennbar wird, dem sich das neue entgegensetzt. Dessen Attraktivität liegt zweifellos also auch in den von ihm gebotenen Erkenntnischancen. Wichtiger für seine Durchsetzung scheint mir jedoch der philosophische Hintergrund seiner Axiome oder – weiter gefaßt – das Zeitbewußtsein zu sein, in dem ein neues geisteswissenschaftliches Paradigma entsteht. Der Erfolg von Sozialgeschichte und Ideologiekritik fiel in eine Zeit, in der verschiedene Spielarten des Marxismus in den intellektuellen Milieus der westeuropäischen Länder Konjunktur hatten. Der Strukturalismus fand Eingang in die Literaturwissenschaft, als das Streben nach deren ›Verwissenschaftlichung‹ eine wachsende Zahl der Fachvertreter erfüllte. Und die poststrukturalistischen Paradigmen entsprachen einem Bewußtsein, dem alle einstigen Gewißheiten zweifelhaft geworden waren und das von Identitätskrisen, Mißtrauen gegenüber allem totalisierenden Denken und Utopieverlust geprägt war. Man wird also sagen können, daß der Erfolg eines neuen geisteswissenschaftlichen Paradigmas wesentlich davon abhängt, wie groß der Anteil der Fachvertreter ist, deren Wissenschaftsauffassung, philosophischer Orientierung und allgemeiner Lebenseinstellung es entgegenkommt. Auf diejenigen, die das Paradigma dank solcher Konvergenz mit eigenen Orientierungen und Einstellungen aufgreifen, wirken seine Axiome offensichtlich mit annähernd der gleichen Überzeugungskraft, wie wenn sie auf Forschungsergebnissen vom Status einer wissenschaftlichen Tatsachen-erkenntnis basierten.

Der Überlegenheits- bzw. Alleingültigkeitsanspruch für das neue Paradigma, den seine Promotoren erheben, ist daher nicht einfach aus deren Durchsetzungswillen zu erklären, obwohl das Ins-Extrem-Gehen, das Auf-die-Spitze-Treiben zu jeder Durchsetzungsstrategie gehört. Wer eine neue Perspektive anbietet und dabei gleich einräumt, man könne den Gegenstand auch anders sehen, wird wenig Aufmerksamkeit erregen. Natürlich darf man niemandem, der seine These nicht selbst relativiert, unterstellen, daß er sie nur aus strategischen Gründen absolut gesetzt hat. Immer wieder zu beobachten ist jedoch, daß die Zahl derer, die an der absoluten Geltung ihres Paradigmas festhalten, rapide abnimmt, sobald das nächste auf der Bildfläche erscheint – ein Prozeß, der noch dadurch beschleunigt werden kann, daß – wie es in den letzten drei Jahrzehnten geschah – in dichter Folge Paradigmen aufkommen, die in ihren epistemologischen Voraussetzungen alle der gleichen in den intellektuellen Milieus der

Zeit verbreiteten Bewußtseins- und Gefühlslage entsprechen. So ist von den Anhängerschaften der in diesen Jahrzehnten verwendeten Paradigmen jeweils nur ein ›harter Kern‹ auf die These fixiert geblieben, daß der Autor bloß eine Funktion des Diskurses bzw. daß ›gender‹ nur ein ideologisches Konstrukt sei, ein Textsinn grundsätzlich nicht ermittelt werden könne oder die gesamte menschliche Kultur auf der Entwicklung der Militärtechnik beruhe. Ein wesentlich größerer Teil ist – dem Methodentrend folgend – durch die Paradigmen hindurchgewandert und hat auf dieser Wanderung von jedem etwas als ›relative Wahrheit‹ mitgenommen. Für die meisten Literaturwissenschaftler, die seit den neunziger Jahren die kulturwissenschaftliche Richtung eingeschlagen haben, ist aus der Foucaultschen These von der Autorfunktion ein wichtiges Korrektiv der traditionell individualistischen Autor-Auffassung und aus der feministischen Auffassung vom Konstruktcharakter von ›Gender‹ ein Wissen um die ideologische Komponente in der Bestimmung der Geschlechterrollen geworden, und von der Dekonstruktion ist ihnen, wenn nicht mehr, dann doch zumindest die Schärfung des Problembewußtseins im Hinblick auf die hermeneutischen Verfahren geblieben. Die kulturwissenschaftliche Paradigmatik, zu deren Prinzipien die Mehrfachperspektivierung gehört, kann jedenfalls keinen Absolutheitsanspruch eines Einzelparadigmas gelten lassen. Aber sie schließt nicht die Möglichkeit aus, mit einem Diskurskonzept oder einem Konzept von Dekonstruktion unter ihr zu arbeiten.

Daß Literaturwissenschaft als Kulturwissenschaft allerdings imstande sein könnte, die Neigung der Geisteswissenschaftler zum Paradigmenwechsel zu verringern, halte ich für wenig wahrscheinlich. Denn hierbei kommen auch wissenschaftssoziologische Momente ins Spiel. Wissenschaftler wetteifern um Anerkennung und Reputation in ihrer Disziplin und womöglich über deren Grenzen hinaus. Wer Anerkennung will, muß die Aufmerksamkeit der *scientific community* auf sich lenken. Das gelingt am ehesten mit der Präsentation von Innovationsleistungen. Da als Innovationen in den Geisteswissenschaften aber, wie schon gesagt, vor allem Neuperspektivierungen wahrgenommen werden, gehen die theoretischen Anstrengungen der Wissenschaftler vielfach in diese Richtung. Tatsächlich erzielen hier diejenigen, denen es gelingt, einer neuen Perspektive paradigmatische Geltung zu verschaffen, auch den größten Reputationsgewinn. Gelingen kann es aber nur, wenn mindestens bei einem Teil der ›ausgewiesenen‹ Fachvertreter die Aufnahmebereitschaft für die neue Sehweise vorhanden ist. Diese Fachvertreter übernehmen, indem sie in der betreffenden Disziplin als ›Multiplikatoren‹ fungieren, eine Vorkämpferrolle für das Neue, in der sie dann zumindest bei der nachwachsenden Wissenschaftler-Generation, auf die es ankommt, ebenfalls an Ansehen gewinnen können. Den jungen Wissenschaftlern wiederum, deren Aufgeschlossenheit allem Neuen gegenüber nicht abgewertet werden soll, verhilft die Übernahme des neuen Paradigmas zu der

Überzeugung, auf der ›Höhe der Zeit‹ und ihren Mitbewerbern voraus zu sein. Wachsender Legitimations- und Konkurrenzdruck haben nun in den Geisteswissenschaften das Bestreben, sich durch Innovationen auszuweisen, noch verstärkt und damit zweifellos zu der Beschleunigung des Paradigmenwechsels beigetragen, der Kritiker des zeitgenössischen Wissenschaftsbetriebs zum Vergleich mit dem Wechsel der Kleidermoden provoziert hat. Ein Ende wäre wohl – seine Haltbarkeit vorausgesetzt – auch unter dem Dach der Kulturwissenschaft nicht abzusehen.

Nimmt ein neues Paradigma seinen Weg zwar meist über wissenschaftliche Schulen, das heißt über die Anhänger, die das Neue praktizierende Fachvertreter um sich versammelt haben, so bilden diese ›Schulen‹ zugleich auch ein retardierendes Moment in diesem Prozeß. Wissenschaftliche Schulen sind nach den Namen ihrer Begründer oder nach dem Paradigma benannt, dessen Proliferation von ihnen betrieben wurde. Im zweiten Fall läßt sich dafür oft ebenfalls ein Personennamen einsetzen. Sie heißen Schulen, weil sie auf einem Lehrer-Schüler-Verhältnis basieren, und sie bestanden früher oft über Jahrzehnte, wenn ein charismatischer Lehrer Generationen von Schülern an sich band und seine Autorität diese manchmal noch über seinen Tod hinaus zusammenzuhalten vermochte.¹⁵ Wenngleich Schulen heute keinen so langen Bestand mehr haben, kann eine starke persönliche Bindung den Schülern, die den Paradigmenwechsel als Verrat an ihrem Lehrer empfinden, immer noch eine Neuorientierung erschweren. Es kommt häufig vor, daß mehr als eine Schule in einer Disziplin ein bestimmtes Paradigma vertritt. Schulen können nämlich, selbst wenn sie sich ein und demselben der großen geisteswissenschaftlichen Paradigmen zuordnen lassen, in ihrem Selbstverständnis scharf gegeneinander abgegrenzt sein, weil ihre Lehrer verschiedene Seiten dieses Paradigmas akzentuieren. Außenstehende gewinnen dann leicht den Eindruck, daß die gegenseitige Abgrenzung weniger den für sie oft kaum ins Gewicht fallenden realen Auffassungs- und Verfahrensunterschieden geschuldet ist als dem in solchen Schulen entstehenden *esprit de corps*. Schließlich wirken schulbildend in ihrer Disziplin kurzzeitig manchmal auch Wissenschaftler, deren Konzeption keine über ihren unmittelbaren Schülerkreis hinausreichende paradigmatische Geltung erlangt.¹⁶

Die meisten in Deutschland vorgelegten Studien – meine eigenen eingeschlossen – widmen sich immer noch der deutschsprachigen Literaturwissenschaft und hierbei wiederum hauptsächlich der Wissenschaft von der deutschen Literatur. Diese zu allererst pragmatisch motivierte Einschränkung ist in bezug auf die Zeit bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs auch sachlich zu begründen – mit dem Gewicht der nationalen Traditionen der Forschungsausrichtung und der Wissenschaftsorganisation wie auch mit den Einwirkungen national bestimmter externer Faktoren, die die Geschichte der deutschen Literaturwissenschaft einen Verlauf nehmen lassen, der sich nicht nur mit dem

der französischen oder angloamerikanischen Literaturwissenschaft nicht synchronisieren läßt, sondern auch nicht einfach unter dem Gesichtspunkt der Phasenverschiebung beschrieben werden kann. Angesichts der zunehmenden Internationalisierung der Wissenschaftsentwicklung, der fortschreitenden Globalisierung der Paradigmenwechsel seit Mitte des 20. Jahrhunderts ist ein solches Verfahren jedoch zumindest für die Folgezeit kaum noch zu rechtfertigen.

Den Diskursbegriff beziehe ich einerseits auf die paradigmatische Ebene, das heißt, ich spreche von diskurstheoretischen bzw. diskursanalytischen Paradigmen. Andererseits unterscheide ich in bezug auf deren sprachliche Seite auch den Paradigmen zuzuordnende Diskurse, projiziere den Begriff also auf die von Kuhn so genannten ›Sondersprachen‹, die auch »verschiedene kognitive Positionen ausdrücken«.¹⁷ Daß dieser Sprachgebrauch, der die Möglichkeit eines Nebeneinanders von verschiedenen Diskursen innerhalb eines Wissens- resp. Sachgebiets voraussetzt, dem Begriffsverständnis der meisten an Foucault anschließenden Diskurstheoretiker zuwiderläuft, liegt auf der Hand¹⁸: Dennoch gehe auch ich davon aus, daß über den an sich inkommensurablen – aufeinanderfolgenden oder nebeneinander herlaufenden – paradigmatischen Diskursen angesichts der Gemeinsamkeiten in ihrem Sachbezug auch ein Diskurs der Literaturwissenschaft konstruiert und einem juristischen oder medizinischen Diskurs gegenübergestellt werden kann: Alle literaturwissenschaftlichen Fachdiskurse beziehen sich auf ›Literatur‹, wobei die unterschiedlich zentrierten Bedeutungsfelder der ihnen zugrunde liegenden Literaturbegriffe sich zumindest überlappen. Dem Konstrukt dieses allgemeinen literaturwissenschaftlichen Diskurses käme dann wahrscheinlich ein Diskurs am nächsten, wie ihn die synkretistische Paradigmenauflösung als auch der programmatische Paradigmenwechsel im Sinne der Mehrfachperspektivierung generieren.

Fachgeschichtliche Studien gehen in der Regel immer noch von der als selbständige universitäre Disziplin bzw. als Teilfach der Philologien institutionalisierten Literaturwissenschaft aus, in der sich der wissenschaftliche Umgang mit künstlerischer Literatur nach wie vor konzentriert. Zweifellos ist der Untersuchungsgegenstand mit einer Systemauffassung stringenter zu konturieren, die die gesamte außerdisziplinäre Beschäftigung mit Literatur in die ›Umwelt‹ der institutionalisierten Literaturwissenschaft verweist. Dieser Vorgang ist auch sinnvoll, wenn sich das Hauptaugenmerk durchgehend auf ein soziales System ›Literaturwissenschaft‹ richtet. Andererseits haben auch nach der Ausdifferenzierung der Geisteswissenschaften auch Vertreter anderer Fächer über Literatur gearbeitet und verlagert sich heute diese Arbeit teilweise in neue Fächer integrativen bzw. interdisziplinären Zuschnitts wie Kultur- und Medienwissenschaften. Vor allem aber wurde auf den Gebieten der Literaturgeschichtsschreibung, der

Biographik, wie auch der literaturkritischen und literaturtheoretischen Problem-
erörterung ein gewichtiger Teil der Arbeit überhaupt außerhalb des akademi-
schen Bereichs geleistet. In den einschlägigen Veröffentlichungen, die auf Grund
ihres essayistischen Charakters von den akademischen Darbietungsweisen ab-
wichen, kam ein anderer Wissenschaftsstil zum Vorschein. Einen Begriff von
wissenschaftlicher Literatur oder einen Diskurs der Literaturwissenschaft zu
konstruieren, aus dem diese Texte herausfallen, hielt ich allerdings nicht nur
deswegen für fragwürdig, weil in ihnen – vor allem in der ersten Hälfte des 20.
Jahrhunderts – vielfach Probleme zur Sprache gebracht und Lösungswege an-
gebahnt wurden, auf die die institutionalisierte Literaturwissenschaft erst spä-
ter gekommen ist, sondern auch weil dieser andere Wissenschaftsstil inzwi-
schen längst auch in ihr Platz gegriffen hat. Lediglich wenn es sich darum
handelte, die Eigenarten dieses anderen Wissenschaftsstils herauszuarbeiten,
schien es mir gerechtfertigt, dem ›methodischen‹ einen ›essayistischen‹ Dis-
kurs der Literaturwissenschaft gegenüberzustellen. Generell als nützlicher er-
weisen dürfte sich für die Wissenschaftsgeschichtsschreibung aber wohl die
Konstruktion von paradigmatischen Diskursen, die über die Disziplinengrenzen
hinweggehen können. Tatsächlich waren ja auch die Verständigungsschwierig-
keiten etwa zwischen strukturalistisch denkenden Linguisten und Ethnologen
– ungeachtet ihrer unterschiedlichen Objektbereiche – in der Regel geringer
als die zwischen Vertretern ein und derselben Disziplin, die unterschiedlichen
Paradigmen folgten, also etwa zwischen werkimmanent und diskursanalytisch
operierenden Literaturwissenschaftlern.¹⁹

Paradigmatische Diskurse haben eine eigene Sprache. Wer mitreden will,
muß sie lernen und übernimmt mit der dem Paradigma eignenden Terminolo-
gie²⁰ auch die kognitiven Positionen, auf denen es basiert, sein allgemeines
Erkenntnisinteresse und – so weit wie von ihm vorgegeben – die Aufgabenstel-
lung und das Verfahren. Insofern als alle diese Vorgaben auch von diskurs-
regulierender Bedeutung sind, wären paradigmatische Diskurse als exempla-
risch für die Macht einer überpersönlichen Redeordnung anzusehen: Festge-
legt ist nicht nur, welche Aussagen im Rahmen eines solchen Diskurses mög-
lich sind, sondern auch, wie sie zu machen sind. Wissenschaftssoziologisch be-
trachtet, bedeutet das: Die Einhaltung der Diskursregeln entscheidet über die
Zugehörigkeit zu einer wissenschaftlichen Gemeinschaft. Schon dem Sprachge-
brauch eines Redners ist abzulesen, ›wes Geistes Kind‹ er ist. Denn wer etwa
von ›Interpretationen‹ statt von ›Lektüren‹, von ›Sinn‹ statt von ›Sinnpotentialen‹
bzw. ›Sinneffekten‹ spricht, gibt zu erkennen, daß er allen poststrukturalistischen
Paradigmen gemeinsame Prämissen und Axiome negiert oder ignoriert.

Bleibt die Frage nach dem Verhältnis dieses Paradigmen- und Diskursverständ-
nisses zu einem Begriff des Wissenschaftsstils, wie ich ihn im vorhergehenden

verwendet habe. Es könnte auch gefragt werden, was mich dazu bewogen hat, in meine Überlegungen einen stiltypologischen Ansatz ähnlich dem Ludwik Flecks²¹ einzuschalten. Aus dem Zusammenhang sollte ersichtlich geworden sein, daß ich den Stilbegriff prinzipiell – wie Fleck seinen ›Denkstil‹ – auf den gesamten für eine wissenschaftliche Gemeinschaft charakteristischen Umgang mit dem Forschungsgegenstand beziehe, sein Bedeutungszentrum aber in den in der Gemeinschaft üblichen Reflexions- und Verfahrensweisen sehe.²² In dem konkreten Fall nehme ich die Problemdarstellung, den essayistischen Diskurs also, gewissermaßen als Verlaufsprotokoll des Reflexionsprozesses – als den literarischen Niederschlag eines nicht auf die logische Schlußfolgerung festgelegten, ›diskontinuierlichen‹, intuitiv-experimentellen und assoziativen Denkens. Bei einem großen Teil der essayistischen Abhandlungen geisteswissenschaftlicher Probleme kann man das wohl auch tun. Umgekehrt fällt es nicht schwer, zu wissenschaftlichen, logisch-empiristischen Reflexions- und Verfahrensweisen in der wissenschaftlichen Literatur darstellungsstilistische Entsprechungen zu finden. Generell wird von einer grundsätzlichen Konvergenz des Reflexionsprozesses mit der Präsentation seiner Ergebnisse wohl aber weder da noch dort die Rede sein können. Schon Fleck war sich darüber im klaren, daß den ›Denkstil‹ nur »eventuell« ein »technischer und literarischer Stil des Wissenssystems« begleitet. Hier handelte es sich jedoch gerade um diese Eventualität, bei der mir die Einschaltung eines anderen Denkansatzes – ein Perspektivenwechsel – angebracht schien, um eine Sache zur Sprache zu bringen, die sich weder paradigmennoch diskurstheoretisch extrapolieren läßt, wo doch die poststrukturalistischen Paradigmen, das diskursanalytische eingeschlossen, größtenteils in essayistischer Form entwickelt wurden und diese Form dort paradigmatisch begründet ist: Ich muß die Perspektive wechseln, wenn es darum geht, den Blick auf das Verhältnis von Denk- und Darstellungsform zu fokussieren.

In Paradigmen- und Diskurstheorien haben Stilbegriffe eigentlich keinen Platz. Flecks ›Denkstil‹ schon deswegen nicht, weil diese Theorien für ihre Begriffe den Platz beanspruchen, den er besetzt.²³ Sowohl dieser Stilbegriff wie auch die meisten der auf Kuhn zurückgehenden Paradigmenbegriffe sind darauf angelegt, den gesamten Vorgang der Wissenschaft zu charakterisieren. Foucaults Diskursbegriff ist noch weiter gespannt und bezieht sich auf den gesamten in der Gesellschaft stattfindenden Prozeß der Wissensbildung und des Wissenstransports. Solche ›Pauschalbegriffe‹ verlangen, wenn sie nicht völlig verschwimmen sollen, um so gebieterischer nach einer klaren Strukturierung, das heißt auch Hierarchisierung ihrer inhaltlichen Bestimmungen, je weiter sie extensional ausgreifen. Sie tendieren, auch wenn diese Hierarchisierung in den Explikationen ihrer Begründer so nicht gegeben ist²⁴, folglich dazu, den wissenschaftlichen Gesamtvorgang den für die Begriffsbildung als konstitutiv gedachten Bestimmungen zu unterstellen und damit eine Perspektive vorzuge-

ben, unter der andere Aspekte des Referenzobjekts nur noch als Randerscheinungen wahrzunehmen sind oder völlig aus dem Gesichtsfeld verschwinden.

In welchem Sinne ich in wissenschaftshistoriographischen Zusammenhängen von Diskursen spreche, wurde im vorhergehenden erläutert. Dort habe ich auch den theoretisch und axiomatisch bestimmten, jedoch auf die Ebene konkurrierender Denk- und Handlungsmuster herabgestuften Paradigmenbegriff beschrieben, für den ich plädiere. Korrelativ zu ihm wäre ein sein Bedeutungsfeld überlappender Begriff des Wissenschaftsstils, der die methodischen und formalen Aspekte wissenschaftlicher Reflexions- und Kommunikationsprozesse akzentuiert, ohne deren theoretischen Ansatz und soziokulturelle Basis auszublenken. Ein so oder anders diversifiziertes, den Perspektivenwechsel einberechnendes Begriffsinstrumentarium, für das ›Paradigma‹, ›Diskurs‹ oder ›Stil‹ hier nur als Beispiele stehen, kann, denke ich, für die wissenschaftshistoriographische Arbeit mehr leisten als alle Versuche, sie auf *einen* Begriff zu bringen.

Anmerkungen

- 1 Thomas S. Kuhn hat zu dem Vorwurf, daß er in seinem Buch *The Structure of Scientific Revolutions* (1962) den Ausdruck ›Paradigma‹ in verschiedenen Bedeutungen gebrauche, mehrfach Stellung genommen, so in seinem Aufsatz *Second Thoughts on Paradigms* (1974, auf der Grundlage eines Vortrags von 1969), in *Reflections on my Critics* (Beitrag zu dem von Imre Lakatos und Alan Musgrave herausgegebenen Band *Criticism and the Growth of Knowledge*, 1970) und in dem Postscriptum zur zweiten Auflage seines Buches (1970). In dem erstgenannten Aufsatz erklärt er, daß er den Ausdruck »in enger Nachbarschaft« zu dem Begriff der wissenschaftlichen Gemeinschaft eingeführt habe: »Ein Paradigma ist das, was den Mitgliedern einer wissenschaftlichen Gemeinschaft, und nur ihnen, gemeinsam ist. Umgekehrt macht der Besitz eines gemeinsamen Paradigmas aus einer Gruppe sonst unverbundener Menschen eine wissenschaftliche Gemeinschaft.« Das sei »eine der beiden Hauptbedeutungen, in denen der Ausdruck in dem Buch gebraucht wird«, den er aber nun – weil es »weniger Verwirrung stiften« dürfte – durch die Bezeichnung »disziplinäre Matrix« ersetzen wolle: »Disziplinär, weil sie der gemeinsame Besitz der Vertreter einer Fachdisziplin ist; ›Matrix‹, weil sie aus Elementen verschiedener Art besteht, die alle genauer angegeben werden müssen. Zu den Bestandteilen der disziplinären Matrix gehören alle oder die meisten Gegenstände von Gruppenfestlegungen, die im Buch als Paradigmen, Teile von Paradigmen oder als paradigmatisch bezeichnet werden.« Als von besonderer Bedeutung für die »Erkenntnisfunktion der Gruppe« nennt Kuhn in diesem Zusammenhang »symbolische Verallgemeinerungen, Modelle und Musterbeispiele«. Den Ausdruck ›Musterbeispiel‹ (engl. *exemplar*) schlägt er als neuen Namen »für die zweite und grundlegendere Bedeutung« vor, in der der Ausdruck ›Paradigma‹ in seinem Buch verwendet wird. – Vgl. Thomas S. Kuhn: *Neue Überlegungen zum Begriff des Paradigmas*, in: *Die Entstehung des Neuen. Studien zur Struktur der Wissenschaftsgeschichte*, Frankfurt/Main 1978, S. 390 und 391 f.
- 2 Vgl. Klaus Weimar: *Die Begründung der Literaturwissenschaft*, in: Jörg Schönert (Hg.): *Literaturwissenschaft und Wissenschaftsforschung*, Stuttgart-Weimar 2000, S. 149. –

Kuhn hat allerdings in dem oben zitierten Aufsatz (s. Anm. 1, S. 416) davon Abstand genommen, den Begriff des Paradigmas zur »Unterscheidung früherer und späterer Phasen in der Entwicklung einer Wissenschaft« zu verwenden: »Während der in meinem Buch so genannten ›vor-paradigmatischen Periode‹ zerfallen die Vertreter einer Wissenschaft in eine Anzahl konkurrierender Schulen, die alle auf dem gleichen Sachgebiet Autorität beanspruchen, es aber auf ganz verschiedene Weise angehen. Diesem Entwicklungsstadium folgt ein verhältnismäßig rascher Übergang, gewöhnlich im Anschluß an eine bedeutende wissenschaftliche Leistung, in die sogenannte ›nach-paradigmatische Periode‹, in der alle oder die meisten Schulen verschwunden sind, so daß sich die Mitglieder der verbleibenden Gemeinschaft fachlich wesentlich wirkungsvoller betätigen können. Diesen Ablauf halte ich immer noch für typisch und bedeutungsvoll, doch man kann ihn ohne Bezugnahme auf das erste Auftreten eines Paradigmas diskutieren. Was auch immer Paradigmen sein mögen, sie sind jeder wissenschaftlichen Gemeinschaft eigen, auch den Schulen der sogenannten ›vor-paradigmatischen Periode‹.« – Inzwischen wird Kuhns These von der Monoparadigmatik »normaler« Wissenschaft grundsätzlich in Frage gestellt. Es wird darauf hingewiesen, daß man in den meisten wissenschaftlichen Disziplinen, ausgenommen gewisse Teilgebiete der Physik, Chemie und Biologie, »eine langfristig anhaltende Koexistenz von mehreren rivalisierenden Paradigmen« vorfindet und es daher »höchst unplausibel« wäre, »alle diese Wissenschaften als noch im historischen Frühstadium befindlich zu erklären.« Vielmehr liege es nahe, diesen Zustand »als den Normalitätszustand dieser Disziplinen aufzufassen«. Vgl. Gerhard Schurz, Paul Weingartner (Hg.): *Koexistenz rivalisierender Paradigmen. Eine post-kuhnsche Bestandsaufnahme zur Struktur gegenwärtiger Wissenschaft*, Opladen–Wiesbaden 1998, S. VII und S. 2.

- 3 Zum Programm der Mehrfachperspektivierung im Sinne eines ›reflektierten Synkretismus: vgl. Georg Bollenbeck, Gerhard Kaiser: *Kulturwissenschaftliche Ansätze in den Literaturwissenschaften*, in: Friedrich Jaeger, Jürgen Straub (Hg.): *Handbuch der Kulturwissenschaften*, Bd. 2, Stuttgart–Weimar 2004.
- 4 Vgl. Gerhard Schurz: *Koexistenzweisen rivalisierender Paradigmen. Eine begriffsklärende und problemtypologisierende Studie*, in: Schurz/Weingartner: *Koexistenz rivalisierender Paradigmen*. – Schurz schlägt vor, Paradigmen als kognitive Systeme aufzufassen, die eine theoretische, eine empirische, eine methodologische und eine programmatische Komponente enthalten. Die theoretische Komponente faßt er nicht als eine ausgeformte Theorie, sondern lediglich als einen »Theoriekern«, der »charakteristische *Gesetzhypothesen* von allgemeiner und zumeist theoretischer Natur« sowie »*Modellvorstellungen*« enthält, »die einen *ontologischen Rahmen* zur Verfügung stellen« und »*Analogien* für mögliche Expansionen der Theorie in neue *Anwendungsfelder* liefern«. In den Theoriekern fließen nach Schurz' Systematik »still-schweigend« weitere Subkomponenten ein, wie zum Beispiel das Begriffssystem (»die in der Theorie verwendeten sprachlichen Symbole«) und die »behaupteten *Sätze*, d.h. Axiome bzw. Gesetzesbehauptungen der Theorie«. Die empirische Komponente besteht für ihn aus den »*Musterbeispielen* aus erfolgreichen und anerkannten Erklärungsleistungen«. Unter der methodologischen Komponente werden drei Subkomponenten subsumiert: die methodische Komponente (»besteht aus Regeln und Devisen darüber, wie der Forschungsgegenstand zu untersuchen ist«), die epistemologische Komponente (»besteht aus dabei einfließenden erkenntnistheoretischen Annahmen«) und die normative Komponente (»enthält Annahmen darüber, welches Forschungs*interesse* dabei verfolgt wird«). Die programmatische Kompo-

te wird mit einem Forschungsprogramm identifiziert, das heißt »einem weitgehend noch uneingelösten *Versprechen* sowie einer damit einhergehenden *Hoffnung*, bei fortgesetzter Arbeit alle Phänomene einer sehr umfassenden *Phänomenenklasse* erfolgreich erklären zu können«. Zur methodologischen Komponente bemerkt Schurz, daß mit ihr »ein Paradigma neben einem fachspezifischen auch einen »metawissenschaftlichen«, philosophischen und normativen, insofern implizit »weltanschaulichen« Anteil« erhält. – Jedenfalls in bezug auf die Sozial- und Geisteswissenschaften hätte ich dazu anzumerken, daß ein »weltanschaulicher Anteil« schon in den Axiomen enthalten sein kann.

5 Ebd., S. 17.

6 Christoph Reinfandt: |Artikell *Kommunikation, literarische*, in: Ansgar Nünning (Hg.): *Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie*, Stuttgart-Weimar 1998, S. 271.

7 Klaus Weimar: *Literaturwissenschaftliche Konzeption und politisches Engagement*, in: Holger Dainat, Lutz Danneberg (Hg.): *Literaturwissenschaft und Nationalsozialismus*, Tübingen 2003, S. 272 f.

8 Ebd.

9 Als Begriffe, die den »programmatischen *Anwendungsbereich* eines Paradigmas« bezeichnen, wären sie in Schurz' Systematik der programmatischen Komponente desselben zuzurechnen.

10 Vgl. Michael Titzmann: |Artikell *Strukturalismus*, in: *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft*, Bd. III, gemeinsam mit Georg Braungart, Harald Fricke, Klaus Grubmüller, Friedrich Vollhardt, Klaus Weimar hg. von Jan-Dirk Müller, Berlin-New York 2003, S. 236.

11 Ebd.

12 Schurz, der eine Hierarchisierung der Paradigmen vornimmt, konstruiert »Superparadigmen«, »worin sich Paradigmen niedrigerer Ordnung sozusagen »einlagern« und sich zu Familien gruppieren«. Der »Einteilungsgesichtspunkt« liegt für ihn »allein auf der methodologischen Ebene« (*Koexistenzweisen rivalisierender Paradigmen*, S. 20 f.), was nicht verwundert, wenn er auch den »metawissenschaftlichen«, philosophischen und normativen Anteil des Paradigmas dort ansiedelt. Seine Systematik auf die Geisteswissenschaften angewandt, wären Geistesgeschichte, Marxismus, Strukturalismus, empirische Literaturwissenschaft und Poststrukturalismus, aber auch »Hermeneutik« (?), als solche »familienbildenden« Superparadigmen anzusehen. Die in den Geisteswissenschaften besonders heftige Konkurrenz von Superparadigmen, »die unterschiedliche normative Annahmen über die jeweils wichtigen Probleme und/oder Erkenntnisziele besitzen«, führt nach seiner Auffassung zu einer »Art von »Inkommensurabilität« [..], die viel schwerer mit rational-argumentativen Vergleichen zu überbrücken ist« als in den Naturwissenschaften: »[..] die Gefahr einer destruktiven, primär in ideologischen Konfrontationen bestehenden Konkurrenz ist ungleich größer.«

13 Schurz, für den es sich dabei um einen Fall von »empirischer Paradigmenkooperation« handeln würde, bemerkt, daß man in diesen Fällen immer den Vorwurf des Eklektizismus, »d.h. den Vorwurf der willkürlichen Zusammenmischung unterschiedlicher Ansätze« zu entkräften habe: »[...]/man muß zeigen, daß durch die Kooperation der beiden Paradigmen gegenüber der bloßen Summe der beiden Paradigmen ein echter Erkenntnisvorteil erzielt wird.« (*Koexistenzweisen rivalisierender Paradigmen*, S. 28 f.).

14 Die Paradigmen können dann einander ergänzen oder sogar – wie Schurz (*Koexistenzweisen rivalisierender Paradigmen*, S. 43 und S. 35–37) schreibt – miteinander

kooperieren, weil »auf lange Sicht kein übergreifendes, einheitliches Paradigma gefunden werden kann, sondern die Kooperation von zwei oder mehreren Paradigmen, die jeweils einen Aspekt der Sache beleuchten, das Bestmögliche ist«. Schurz führt als bekanntestes Beispiel dafür die Quantenmechanik an und verweist im Anschluß an C. A. Hooker (*The Nature of Quantum Mechanical Reality: Einstein versus Bohr*, in: R. C. Colodny (Hg.): *Paradigms and Paradoxes*, 1972) auf Niels Bohrs philosophische Begründung des Komplementaritätsprinzips, wonach »keines unserer kognitiven Basiskonzepte zur Beschreibung der mikroskopischen Wirklichkeit ausreicht, so daß man einander widersprechende Konzepte in komplementärer Weise verwenden muß, um zu einer möglichst vollständigen Realitätserfassung zu gelangen«. Stoße man in der Mikrophysik vielleicht an Grenzen menschlichen Erkenntnisvermögens, so vermutet Schurz in anderen Fällen den Grund für das Nebeneinanderbestehen von Paradigmen »in der Komplexität gewisser Phänomene«: »Komplexität ist gemäß Feinberg (1969) die zentrale Herausforderung post-moderner Wissenschaft. Ein Lehrstück hierzu ist die moderne Chaostheorie (Schurz 1996). Es mag sein, daß aus diesem Grund komplexe Phänomene in den Human- oder Sozialwissenschaften dem menschlichen Erkenntnisvermögen ein multiparadigmatisches Vorgehen aufnötigen.« – Eine weiterer möglicher Grund, den Schurz benennt, ist wissenschaftspolitischer bzw. rein machtpolitischer Art und besteht in der Rivalität, »welche zwischen wissenschaftlichen Gemeinschaften besteht, etwa wenn es um die Verteilung von Forschungsgeldern geht: [...] obwohl Konvergenz vorhanden ist, werden Kontroversen und wechselseitige Abgrenzungen gehütet und gepflegt.« (S. 25 und S. 43 f.).

- 15 Der allgemeine Sprachgebrauch ist doppeldeutig. Hört man von einem Hochschulabsolventen, er stamme aus der Schule von XY, dann heißt das zunächst nur, daß er bei XY studiert hat. Daß XY eine wissenschaftliche Schule gebildet hat, ist damit nicht gesagt. Ich gebrauche diesen Ausdruck nur in diesem Sinn, das heißt im Sinn von wissenschaftlichen Gemeinschaften, deren Zusammenhalt die im Universitätsbetrieb normale Dislozierung ihrer Mitglieder längere Zeit übersteht. Der Zusammenhalt kann stärker oder schwächer sein. Er kann sich – bei Lockerung der persönlichen Beziehungen – auf das Festhalten an dem gemeinsamen Schulparadigma reduzieren. Oder auf die Verehrung des Lehrers, dem die Angehörigen der Schule sich auch noch verpflichtet fühlen, nachdem sie das Paradigma längst gewechselt haben. Er kann aber auch die Form eines Netzwerks annehmen, in dem die darin Eingebundenen – je nach ihren Möglichkeiten – einander informationell, publizistisch (durch Rezensionen oder Namensnennungen bzw. Zitationen in eigenen Veröffentlichungen) und wissenschaftspolitisch (durch Gutachten oder Voten, zum Beispiel bei der Stellenbesetzung) unterstützen. – Zu diesem Themenkomplex vgl. jetzt auch Ralf Klausnitzer: *Wissenschaftliche Schule. Systematische Überlegungen und historische Recherchen zu einem nicht unproblematischen Begriff*, in: Lutz Danneberg, Wolfgang Höppner, Ralf Klausnitzer (Hg.): *Stil. Schule. Disziplin. Analyse und Erprobung von Konzepten wissenschaftsgeschichtlicher Rekonstruktion*, Frankfurt/Main u.a. 2005.
- 16 Wissenschaftliche Schulen sind in der Regel paradigmatisch bestimmt. Ob es einem Wissenschaftler gelingt, schulbildend zu wirken, hängt daher meist auch von der Attraktivität des von ihm eingeführten Paradigmas ab. Beispiel: Friedrich Kittler mit seinem vom französischen Poststrukturalismus hergeleiteten Konzept, Literatur- und Kulturgeschichte unter dem Gesichtspunkt der Entwicklung der Wissensspeicherungs- und Kommunikationstechniken zu erforschen. Eine in den achtziger Jahren in der

Bundesrepublik noch ungewöhnliche Herangehensweise, die die Aufmerksamkeit vor allem von medienwissenschaftlich interessierten Literaturstudenten auf sich zog. Mit der dem Konzept innewohnenden Tendenz, den Geschichtsverlauf auf die Technik-Entwicklung zurückzuführen, provozierte Kittler damals heftige Reaktionen von seiten des akademischen Establishments. Für die Studierenden war Kittlers zu einem »starken« Paradigma ausgebautes Konzept aber wohl gerade wegen dieser »materialistischen« – von seinen Kritikern als reduktionistisch eingestuft – Tendenz attraktiv. Um ihn scharte sich ein Kreis von jungen Wissenschaftlern, die sich schon nach außen hin (durch schwarze Kleidung) als Kittler-Schüler zu erkennen gaben und – unbeeindruckt von der Kritik – seinem Konzept folgten. Kittler hat nach meiner Beobachtung auch durch seine Persönlichkeit eine starke Wirkung auf die Studenten ausgeübt; dafür, daß seine schulbildende Rolle in erster Linie sich jedoch dem von ihm dargebotenen Paradigma verdankt, steht die Tatsache, daß viele seiner Anhänger erst nach der Lektüre seiner *Aufschreibesysteme 1800/1900* (1985) zu ihm stießen. Universitätskarrieren eröffneten sich für sie, nachdem Kittler selbst 1987 einen Lehrstuhl für Neugermanistik in Bochum und 1993 für Ästhetik und Mediengeschichte an der Berliner Humboldt-Universität erhalten hatte, im Rahmen der kulturwissenschaftlichen Neuorientierung der Geisteswissenschaften.

Einen ähnlich starken Corpsgeist wie die Kittler-Schüler hatte seit den 1950er Jahren in der DDR die sogenannte Scholz-Schule entwickelt, obwohl bei deren Begründer ein kohärentes theoretisch-methodologisches Konzept, das sich von dem anderer DDR-Literaturwissenschaftler mit marxistischem Selbstverständnis deutlich unterscheidet, nicht zu erkennen ist. Von Gerhard Scholz' Schülern (auf deren Aussagen wir angewiesen sind, da er selbst kaum publiziert hat) erfahren wir nur etwas über die »Konzentrationspunkte seines Interesses«: das literarhistorische Beziehungsfeld und der Entstehungsprozeß der Werke, die »einfachen Formen« und die »Gelegenheitsdichtung«, Gattungs- und Genrefragen, das »Komödische« – abgehandelt vorzugsweise an der deutschen Literatur des »Sturm und Drang« und der Weimarer Klassik. (Vgl. Leonore Krenzlin: *Gerhard Scholz und sein Kreis*, in: Lothar Ehrlich, Gunther Mai [Hg.]: *Weimarer Klassik in der Ära Ulbricht*, Köln-Weimar-Wien 2000, S. 195–217.) Auch die Interessenschwerpunkte marxistischer Literaturwissenschaftler waren unterschiedlich gelagert. Unzweifelhaft ist aber, daß Scholz diese Gegenstände – ebenso wie andere die ihrigen – auf der Grundlage des marxistischen sozialhistorischen Realismus-Paradigmas bearbeitete. Dieses in Frage zu stellen, war zu der Zeit, als der Scholz-Kreis sich bildete, in der DDR gar nicht möglich. (Zu Gerhard Scholz vgl. auch das anläßlich seines hundertsten Geburtstags vom Verein »Helle Panke« e.V. herausgegebene Heft 63 der Pankower Vorträge [Berlin 2004], das neben dem Wiederabdruck des Aufsatzes von Krenzlin auch Beiträge seiner Schüler Horst Haase, Eva-Maria Nahke, Ursula Püschel, Dieter Schiller und Dieter Schlenstedt enthält).

Überdies reagierten die SED-Wissenschaftsadministratoren auf alle Ansätze zur Bildung von »Schulen« damals noch mit Mißtrauen: Sie betrachteten diese, gerade wenn die Initiative von Parteimitgliedern ausging, als mögliche Keimzellen eines von der Parteilinie abweichenden »Sektierertums«. Wenn dennoch auch hier solche Zirkel entstanden, die selbst von Außenstehenden als »Schulen« wahrgenommen wurden – vor der Scholz-Schule wäre der Kreis um den Romanisten Werner Krauss zu nennen –, so läßt sich das nur mit der persönlichen Anziehungskraft dieser beiden Hochschullehrer erklären. An Krauss, dem Aufklärungsforscher – »ein Wissenschaftler von exemplarischer Gelehrsamkeit und ein Philologe, der sein Fachgebiet bis ins Detail be-

herrschte«, hebt einer seiner Schüler vor allem seinen »auf die geistige Durchdringung geschichtlicher Fundamentalprobleme« gerichteten Erkenntnisanspruch hervor. (Vgl. Manfred Naumann: *Nachwort*, in: Werner Krauss: *Das wissenschaftliche Werk*, Bd. I, Berlin-Weimar 1984, S. 521). Scholz, heißt es, habe seine Hörer und Gesprächspartner durch die Fülle seiner Ideen und Anregungen zum Selbstdenken fasziniert. Sicher hatte das marxistische Paradigma für viele Angehörige der Generation, die im ersten Nachkriegsjahrzehnt die ostdeutschen Universitäten bevölkerte, seine eigene Attraktivität. Auch war die Zahl der marxistischen Hochschullehrer noch klein. Aber es haben in der DDR-Literaturwissenschaft eben nur Krauss und Scholz als Schulbildner gewirkt, und das muß damit zu tun haben, wie sie mit dem Paradigma umgingen. Wobei diese Einschränkung nur gilt, wenn man den Schulbegriff wissenschaftlichen Gemeinschaften vorbehält, wie ich sie im Vorhergehenden beschrieben habe. Andernfalls wäre in diesem Zusammenhang wohl auch noch Hans Mayer zu nennen, auf den nach seiner Flucht aus der DDR sich jedoch nur noch wenige seiner Schüler berufen mochten. Das Verhältnis der Krauss- und der Scholz-Anhänger zueinander – es war von heftiger gegenseitiger Abneigung gekennzeichnet – taugt übrigens auch als Beispiel dafür, wie weit Schulen, die dem gleichen sozialhistorischen Paradigma folgen, auseinander gehen können, wenn sie nur unterschiedliche Interessenschwerpunkte haben: hier europäische Aufklärung, dort Sturm und Drang/deutsche Klassik. Der Forschungsgegenstand der einen Schule wirft immer auch sein Licht auf den der anderen. Gleichermäßen läßt sich an diesen beiden Schulen der Fall exemplifizieren, daß der Bezug auf den Lehrer erhalten und ein Zusammenhalt bestehen bleibt, obwohl die Schüler ein neues Paradigma gefunden haben oder auch unterschiedliche eigene Wege gegangen sind. So haben die Krauss-Schüler bei der Ausarbeitung ihrer eigenen Variante der Rezeptionsästhetik stets geltend gemacht, daß ihr Lehrer bereits in dieser Richtung gedacht habe.

- 17 Vgl. Kuhn (*Die Entstehung des Neuen*, Vorwort, S. 45) in Anspielung auf seine Inkommensurabilitätsthese: »Die Vertreter verschiedener Theorien (oder verschiedener Paradigmen im weiteren Sinne) sprechen verschiedene Sprachen – Sprachen, die verschiedene kognitive Positionen ausdrücken, die auf verschiedene Welten passen. Ihre Fähigkeiten zur Erfassung der Gesichtspunkte des anderen sind daher unvermeidlicherweise beschränkt durch die Unvollkommenheiten der Übersetzung und der Bestimmung von Bedeutungen.« Und S. 44: »Ein Bindeglied zwischen den Mitgliedern jeder wissenschaftlichen Gemeinschaft und gleichzeitig ein Unterscheidungsmerkmal gegenüber den Mitgliedern anderer, scheinbar gleichartiger Gruppen ist der Besitz einer gemeinsamen (Sonder-)Sprache.« Neue Mitglieder übernehmen »beim Lernen einer solchen Sprache, wie es für die vollständige Teilnahme an der Arbeit der Gemeinschaft notwendig ist, ein System kognitiver Positionen [...], die grundsätzlich nicht innerhalb dieser Sprache vollständig analysierbar sind«.
- 18 Für Foucault existiert auch keine »doppelt eindeutige Beziehung zwischen den eingerichteten Disziplinen und den diskursiven Formationen« (*Archäologie des Wissens*, Frankfurt/Main 1981, S. 254). Er spricht von »diskursiven Formationen« in Anbetracht der historischen Variabilität der Wissensordnung. Das in ihnen kursierende Wissen reicht hinter die »eingerichteten Disziplinen« zurück und geht über sie hinaus: »Das Wissen ist nicht nur in Demonstrationen eingehüllt, es kann auch in Fiktionen, in Überlegungen, in Berichten, institutionellen Verordnungen, in politischen Entscheidungen liegen. [...] Die diskursive Praxis fällt nicht mit der wissenschaftlichen Erarbeitung zusammen, der sie Raum geben kann; und das Wissen, das sie bildet, ist weder die grobe Skizze noch das Nebenprodukt einer konstituierten

Wissenschaft. Die Wissenschaften [...] erscheinen im Element einer diskursiven Formation und auf dem Grunde des Wissens.« (Ebd., S. 261 f.) – Jürgen Link (*Literaturanalyse als Interdiskursanalyse*, in: Jürgen Fohrmann, Harro Müller (Hg.): *Diskurstheorien und Literaturwissenschaft*, Frankfurt/Main 1988) konstruiert auf die einzelnen Sachgebiete bezogene ›Spezialdiskurse‹.

- 19 Entsteht nicht über Paradigmen, die in mehr als einer Disziplin zur Wirkung kommen, auch eine Art von ›Interdiskursivität‹ im Sinne Links, der unter Berufung auf Foucaults Abhandlung über ›interdiskursive Konfigurationen‹ verschiedener Sachgebiete (in: *Archäologie des Wissens*, S. 224–228) zwischen ›spezialdiskursiven‹ und ›interdiskursiven Elementen‹ unterscheidet?
- 20 Die ›Sondersprache‹ muß übrigens nicht auf die Terminologie beschränkt sein. Ihr sind auch sprachliche Besonderheiten zuzurechnen, wie zum Beispiel die syntaktisch weitestmögliche Hintansetzung des Reflexivpronomens im ideologiekritischen Diskurs der Frankfurter Schule.
- 21 Vgl. Ludwik Fleck: *Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache. Einführung in die Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv* [1935], hg. von Lothar Schäfer und Thomas Schnelle, 2. Aufl., Frankfurt/Main 1993.
- 22 Fleck (ebd., S. 130) definiert den ›Denkstil‹ (der Ausdruck findet sich bereits in Karl Mannheims *Ideologie und Utopie*, Bonn 1929) »als gerichtetes Wahrnehmen, mit entsprechendem gedanklichem und sachlichem Verarbeiten des Wahrgenommenen [...]. Ihn charakterisieren gemeinsame Merkmale der Probleme, die ein Denkkollektiv interessieren; der Urteile, die es als evident betrachtet; der Methoden, die es als Erkenntnisinstrument anwendet. Ihn begleiten eventuell ein technischer und literarischer Stil des Wissenschafts-System. [...] Zugehörig zu einer Gemeinschaft, erfährt der kollektive Denkstil die soziale Verstärkung [...], die allen gesellschaftlichen Gebilden zuteil wird und unterliegt selbständiger Entwicklung durch Generationen. Er wird zum Zwang für Individuen, er bestimmt, was nicht anders gedacht werden kann.«
- 23 Nimmt man die Beispiele aus der Wissenschaftsgeschichte hinzu, die Fleck für die Unterscheidung von Denkstilen gegeben hat, so ergibt sich, daß seine Beschreibung einerseits auf Makrostrukturen vorausweist, wie sie von Foucault später als Epistemen gefaßt wurden, andererseits zu Paradigmen-Begriffen in Beziehung gesetzt werden kann, die sich im Anschluß an Kuhn bzw. in der Auseinandersetzung mit diesem herausgebildet haben. Denkstilen im Fleckschen Sinn ließen sich daher am ehesten wohl Paradigmengruppen zuordnen – der Begriff hätte dann ungefähr die gleiche Reichweite wie Schurz' ›Superparadigmen‹. – Als ›Konkurrenten‹ im wissenschaftshistoriographischen Diskurs versteht ›Paradigma‹ und ›Stil‹ (neben ›Schule‹, ›Methode‹, ›Diskurs‹ u.a.) auch Dirk Werle in seinem Aufsatz *Stil, Denkstil, Wissenschaftsstil*, in: Danneberg/Höppner/Klausnitzer (Hg.): *Stil, Schule, Disziplin*. Werle gibt dem ›Stil‹ den Vorzug und begründet seine Entscheidung damit, daß ›Denkstile‹ im Gegensatz zu Kuhns »weitgehend monoparadigmatischem« Modell der Wissenschaftsgeschichte, das »die Vorstellung eines geschichtlichen Verlaufs als linearen Prozeß« impliziert, »nebeneinander existieren, untereinander konkurrieren, sich in Opposition zu anderen Stilen formieren, miteinander interagieren oder als Kombination unterschiedlicher Stile entstehen« können (S. 22). Um zu dieser Stilauffassung zu gelangen, mußte er allerdings Flecks Stilbegriff in Richtung einer »Annahme der möglichen Denkstilkompatibilität« modifizieren: Werle geht davon aus, daß für Denk- oder Wissenschaftsstile nicht »in dem Maße« gelten müsse, was für »unterschiedliche Paradigmen in der Kuhnschen Modellierung« zutrefte – daß sie inkommensura-

ble Weltbilder erzeugen. »Unterschiedliche Denk- oder Wissenschaftsstile können, müssen aber nicht inkommensurabel sein. Es ist auch möglich, daß sie mehr oder weniger kompatibel sind. Das hat damit zu tun, daß nicht alle wissenschaftlichen Tatsachen radikal theoriegeladen sind, so daß jeder neue Denkstil ein völlig neues Set von Tatsachen hervorbringen würde, die in ihren je neuen eigenen Begriffen definiert und beschrieben werden müßten: Aussagen über wissenschaftliche Tatsachen können auf eine vom Denkstil tendenziell unabhängige Weise durch die Konfrontation mit unproblematischen Feststellungen getestet werden. [...] Nach Fleck verändert ein veränderter Stil, wie ein verändertes Paradigma, durchaus auch den Gegenstand dergestalt, daß es beispielsweise ebenfalls nicht zur synchronen Konkurrenz verschiedener Stile um einen Gegenstandsbereich kommen könnte. Gleichwohl ist ein Paradigma nach Kuhn durch einen bestimmten Inhalt determiniert. Stil dagegen kann in der oben vorgeschlagenen, flexiblen Verwendung bestimmte Aspekte des Inhalts und bestimmte Aspekte der Form umfassen, so daß vergleichbare Inhalte Bestandteil unterschiedlicher Stile sein können.« (S. 21) – Vergleichbare Modifikationen lassen sich – wie ich zu zeigen versucht habe – auch am Kuhnschen Paradigmenbegriff vornehmen.

- 24 Ich meine aber doch, daß man aus Flecks Begriffsexplikation (vgl. Anm. 22) eine konstitutive Rolle des Erkenntnisinteresses herauslesen kann. Bei Kuhn (vgl. Anm. 17) käme diese Rolle der »Theorie« – den epistemologischen Voraussetzungen und den Axiomen – zu, in Foucaults Diskursbegriff den »epistemischen Konfigurationen« bzw. »Wissensformationen« (*Die Ordnung der Dinge*, Frankfurt/Main 1974, S. 82 ff).